

Warum  
*Liebe*  
Kunst ist

---

Diana Christina Zisler



PETER LANG  
Internationaler Verlag der Wissenschaften

## EINLEITUNG

*„Liebe ist eine Kunst, die gelernt sein will. Der Lernprozess ist der einer jeden Kunst: Man muss sowohl die Theorie als auch die Praxis beherrschen. Da dies aber bekanntlich nicht so einfach ist, muss einem – so Erich Fromm – die Meisterschaft in dieser Kunst mehr als alles andere am Herzen liegen.“ Nur leider tut sie es viel zu selten. Auch wenn die Liebe in all ihren Facetten heute mehr denn je beredet, beschrieben, gedreht und gewendet wird – wir vergessen darüber allzu leicht, dass sie nach wie vor und vor allem Arbeit an uns selbst bedeutet. Nur der Glaube an die eigenen menschlichen Kräfte und der Mut, auf diese Kräfte zu vertrauen, macht uns zu Menschen, die anderen Liebe geben können. Nicht lieben lassen, sondern Liebe geben ist das Motto<sup>1</sup>.*

Ist heute von Liebe und Erotik die Rede, kann es vorkommen, dass man unweigerlich lieber schweigen möchte, da dem Thema eine gewisse Zweideutigkeit anhaftet. In Liebesdingen scheint sich jeder auszukennen. Betrachtet man allerdings die hohe Scheidungsrate, dann haben viele Menschen doch einige Probleme damit. Erst mit Erich Fromms berühmter Schrift „Die Kunst des Liebens“ setzt sich ein Psychologe mit dem Thema Liebe ernsthaft auseinander. Der ungeheure Erfolg dieses Buches zeigt, wie groß das Bedürfnis der Menschen ist, etwas über ein Phänomen zu erfahren, das für uns alle das Wichtigste im Leben zu sein scheint. Ist die Liebe vorübergehend oder ewig? Bedeutet Liebe Selbstbegrenzung oder Selbstentfaltung? Welchen Wert haben Besitzdenken oder Freiheit für den Einzelnen? Deshalb ist es wichtig, von einengenden Mythen abzusehen, um zu lernen, wie wir mit unserem Liebesgefühl und der damit verbundenen Verlustangst, Eifersucht, Verletzlichkeit aber auch mit Sehnsucht, Freude und Fülle besser umgehen können. Eine wichtige Rolle in diesem Zusammenhang spielen auch jene sozialen Phänomene, die den Menschen neurotisieren. Kann man da von Liebe reden? Eher von vielen unterschiedlichen Gefühlen der Liebe. Liebe wird oft reduziert auf ein Wort, obwohl es im unterschiedlichen kulturellen und historischen Kontext differenziert zu verstehen ist (Fromm. 2000).

Prosexuelles Verhalten zieht sich durch die Geschichte und wird, geprägt durch Moral, Politik und Religion, auf unterschiedlichste Weise erlebt.

Platon und Christus haben die Liebe zweifelsfrei auf ihre eigene Art erfunden. Platons Homosexualität und die seltsame Geschlechtsneutralität von Christus hatten sicher ihren Einfluß auf die jeweilige Sicht der Liebe.

Im 10. – 12. Jahrhundert entwickelte sich vor allem eine heterosexuelle Liebe in der höfischen Erotik. Vor allem Damen hatten eine anerkannte Macht. Auch wenn die Troubadoure lockten, übten sie den Verzicht und bezeichneten sich als rein. Die Dichter preisen das Verbot und mit ihm die Idee der reinen Liebe, einen Weg zwischen Imagination und Realität. Auch wenn die reine Liebe nicht

---

<sup>1</sup> Fromm, Erich; *Die Kunst des Liebens*, (S. 1 mHa Zitat von Erich Fromm, 2000)

umsetzbar ist, so will sie doch jeder leben. Alles ist erlaubt, was die Begierde der Liebenden anheizt, ohne sich zu befriedigen. Die Liebenden verzehren sich, aber sie hält ihn auf Distanz. Die Liebe kennzeichnet sich durch die Unerfüllbarkeit. Man liebt mit ganzem Herzen, aber zugleich leidet man und man kann sich des Leidens auch nicht entledigen. Man liebt ausdauernd, treu, ohne Hoffnung auf einen guten Ausgang, und mit dem Leid, das einem die Liebe zufügt. Man betet die Geliebte an, deren Schönheit durch die Liebe und Distanz immer steigt. Die Liebe ist eine Wunde, die dem Liebenden unaufhörlich Schmerzen bereitet, die er wollüstig genießt, als wisse er, dass das Begehrniemals Befriedigung findet, also nur die Möglichkeit besteht, es auszuhalten, um umzulenken oder zu ersticken. Die Liebe ist nicht an die Ehe gebunden, eher umgekehrt, frei von den Verpflichtungen der Ehe, zumal sie auf ihre sinnliche Erfüllung verzichtet und darin die Bedingung ihrer Möglichkeit liegt. (Rathmayer, 1992).

Aus dem 14. Jahrhundert sind sogenannte Spieleregister überliefert. Das sind Aneinanderreihungen der Bezeichnungen für verschiedenste Spiele mit erotischem und sexuellem Inhalt, die von Minnesängern vorgetragen, vielleicht auch vorgesungen wurden. Das gut bekannte Schicksal Walthers von der Vogelweide ist auch typisch für die Lebensläufe vieler anderer Männer (Rathmayer, 1992).

Philippe Ariès (1975), ein französischer Historiker, versuchte zu belegen, dass bis ins Mittelalter die Idee der Kindheit – abgesehen von der Periode der biologischen Abhängigkeit des Kleinkindes – längst nicht so registriert wurde, wie es heute für uns selbstverständlich ist. Aus seinen Arbeiten zur „Geschichte der Kindheit“ wissen wir, dass von der Anwesenheit des Erotischen im alltäglichen Leben kleine Kinder keineswegs ausgeschlossen waren und zum üblichen Umgang zwischen Erwachsenen und Kindern gehörten.

Van Ussel (1977) weist darauf hin, dass auch in den Colloquia des niederländischen Humanisten und Theologen Erasmus von Rotterdam (15. Jahrhundert) keine „explizite Moralisierung“ zu finden ist. Liebe und Sexualität gelten als selbstverständliche Anteile des menschlichen Lebens und Erlebens und folgen einer recht unbekümmerten Sexualtradition. „Enthaltsamkeit ist keine Tugend“, deshalb wird Liebe und alles, was mit ihr zusammenhängt, als zwischenmenschliches und nicht als moralisches Problem abgehandelt (Rathmayer, 1992).

Aus der immer noch umfangreichsten Sammlung erotischer Alltagskultur von Eduard Fuchs, ab 1909 als „Illustrierte Alltagsgeschichten“ erschienen, weiß man von der Einrichtung der „Probe- und Kommnächte“, die junge Mädchen gewähren durften ohne ihren Ruf zu gefährden, auch wenn sie verschiedene Liebhaber empfingen. Wie Jacques Rossiaud (1984 und 1989) in seinen Arbeiten zur Geschichte der Prostitution im französischen Mittelalter berichtet, gab es 1485

neben öffentlichen auch private Freudenhäuser. Diese Epochen wurden moralisch nicht geächtet, sondern waren beinahe wie ein Teil des normalen und alltäglichen Lebens organisiert. Fast alle erwachsenen Männer hatten auf diese Weise in ihrer Jugendzeit Kontakte zu den „meretrices“ gehabt und obwohl es den Verheirateten wie den Geistlichen untersagt war, spricht vieles dafür, dass nicht wenige von ihnen dieser Gewohnheit folgten (Rathmayer, 1992).

Die Unterordnung der Frau unter den Mann war für das gesamte Mittelalter und übrigens auch für die gesamte Antike eine Selbstverständlichkeit. Beaumanoir (1250-1296), Verfasser eines altfranzösischen Rechtsbuches, gestand einem Mann jede Methode zu, sein „Weib“ zu erziehen, solange er es nicht tötete. Somit war ein männliches Züchtigungsrecht allgemein anerkannt, um Gewissheit darüber zu haben, dass die Frau keinen Fehlritt beging. Mißgunst und Argwohn lauerten überall, wo Liebende zusammenkamen, Ehebruch war eine Zwangsvorstellung der mittelalterlichen Gesellschaft. Die Sicherung des Bestandes eines Adelsgeschlechts durch die Geburt legitimer männlicher Nachkommen war die wesentliche Funktion der Geschlechtsliebe in dieser Sicht, eine Liebe, die nach der Logik der Fortführung adeliger Stammbäume (Genealogien) organisiert ist. Die Dominanz von Männerherrschaft und Männerangst in der Liebe und die mit ihr verbundene Unterdrückung der weiblichen Erotik ist nicht erst im Mittelalter entstanden. Bereits in der klassischen griechisch/römischen Antike war das Patriarchat, die Vorherrschaft der Männer über Frauen, Kinder und Sklaven voll entfaltet. Unsere gegenwärtige Moral ist diesen sehr alten Geschehnissen immer noch unterworfen (Rathmayer, 1992).

Eines der wichtigsten Ziele der zivilisatorischen Entwicklung seit dem hohen Mittelalter war die Gewöhnung gewaltbereiter Männer an distanziertere, friedlichere Formen der Konfliktregulierung. In einer zivilisationsgeschichtlichen Analyse hochmittelalterlicher Epen hat Peter Czerwinsky (1986 und 1989) zu zeigen vermocht, dass in diesem schwierigen Prozess des Verlernens von Gewalt den Frauen eine besondere Bedeutung zukam. Sie figurieren als Medien zur Erreichung männlichen Gewaltverzichts, zur Errichtung von psychischen Hemmschwellen vor der Unmittelbarkeit gewaltbereiten Agierens (Rathmayer, 1992).

Bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts hat sich die Ordnung des Geschlechterverhältnisses grundlegend geändert. Anstelle der Selbsthilfe der Verwandschaftsverbände ist die Gerichtsbarkeit der städtischen Räte und der kirchlichen Ehegerichte getreten. Die Eheschließung ist von einer privaten Angelegenheit zwischen Familien oder Einzelpersonen zu einer amtlichen Angelegenheit geworden (Rathmayer, 1992).

Im 18. Jahrhundert scheint eine andere Form der Liebe, die „amour passion“ erlernbar und realisierbar. Sie ist eine moderne Konzeption, die zur Zeit der Trou-

badoure als unrealistisch galt. Liebe ist der Kampf, der die Eroberung der Frau zum Ziel hat, der sich der Liebende bereits unterworfen hat. Sie wird als erwünschtes Leid bezeichnet. Wie die Vernunft, beansprucht sie den Status einer universellen Voraussetzung des Menschseins. Sie lässt sich aber nur in paradoxaler Weise erfassen. Liebe lässt sich nicht in Freundschaft umwandeln. Mit der Zunahme der Individualisierung im 18. Und 19. Jahrhundert wird die Liebe zu einem Gut wie viele andere (Rathmayer, 1992).

Im 19. Jahrhundert bildet die Liebe allmählich die Grundlage der Ehe. Sie wird als Kraft und Medium der Selbsthilfe begriffen. Durch das Glück des anderen, kann man sein eigenes finden. Wenn die Liebe eine Fähigkeit des reifen, produktiven Charakters ist, so folgt daraus, dass die Liebesfähigkeit eines in einer bestimmten Kultur lebenden Menschen von dem Einfluß abhängt, den diese Kultur auf den Charakter des Durchschnittsbürgers ausübt (Rathmayer, 1992).

Die Liebe wird voraussetzungslos und in hohem Maße selbstreflektiv und selbstreferentiell. Die Liebesehe soll die Momenthaftigkeit und die fehlende Kontinuität der leidenschaftlichen Liebe überwinden. Das Mittel dazu ist die Einbeziehung der Sexualität in die Liebe. Diese Entwicklung macht den Anderen zum Thema der Liebe, allerdings in wechselseitiger Form. Mal erscheint er ihr als Zentrum, mal als eine aus ihr ausgeschlossene Tatsache. Im Mittelpunkt der sexuellen Lust steht aber nicht der Andere sondern das Funktionieren der Körper, ihrer Organe und die Perfektionierung wechselseitiger Lust. Allerdings sollte darauf geachtet werden, den anderen nicht zu objektivieren. Gesucht wird die Gleichheit, die Entsprechung im sexuellen Bereich wie im Alltagsleben. Der gemeinsame Organismus wird zum Anzeichen für das Gelingen der Liebe. Die Erfahrung des Anderen ist die des Verzichts auf sich selbst. Das Ich wird fremd und das Selbst zu einem anderen. Im engsten Zusammenleben wird die Gegenwart der Liebe zu einer Modalität der Abwesenheit. Sie führt zur Bestimmung des Liebenden durch den Anderen, der als solcher innerhalb und außerhalb des Liebenden ist. Dieser kann sich durch den Anderen verlieren und sich dadurch fremd werden. Drum prüfe, wer sich ewig bindet. Dieses sich-selbst-fremd-werden ist das Schicksal der Individuen, zwischen denen das Ausmaß der Fremdheit wächst. Die Fremdheit des Anderen stellt eine Herausforderung dar. Sie produziert Unsicherheit und verlangt viel Sprache, Übersetzung des Unbekannten in Bekanntes. Sie ist nicht unmittelbar, sondern nur mit Hilfe von Symbolen zugänglich. Die Erfahrung des Anderen ist Ausdruck der nicht erreichbaren Einheit von Ich und Du. Die Unverfügbarkeit ist die Voraussetzung der Liebe (Rathmayer, 1992).

Freud bringt in „Das Unbehagen in der Kultur“ unter anderem auch das Thema Hysterie und Neurosen zur Sprache. Dazu passt sehr gut Jenny Holzers be-

rühmter Satz „*Protect me from what I want*“<sup>2</sup> ein. „Schütze mich vor dem, was ich will“ verdeutlicht auf sehr präzise Weise die fundamentale Doppeldeutigkeit der Tatsache, dass Begehren immer das Begehren des Anderen ist. Der Satz lässt zwei Lesearten zu. Er kann heißen: „Schütze mich vor dem ex-zessiven selbstzerstörerischen Begehren in mir, das ich selbst nicht zu dominiieren vermag“, und ist ein ironischer Verweis auf die gängige männlich-chauvinistische „Weisheit“, dass eine sich selbst überlassene Frau in einen selbst-zerstörerischen Wahn verfällt und daher durch die wohlwollende männliche Herrschaft vor sich selbst geschützt werden muss. Oder aber er lässt sich wesentlich radikaler als Hinweis auf die Tatsache deuten, dass das weibliche Begehren in der heutigen patriarchalischen Gesellschaft vollständig entfremdet ist, dass die Frau das begehrt, was Männer von ihr erwarten, dass sie begehrt, begehrt zu werden usw. In diesem Fall bedeutet „*Protect me from what I want*“: „Das, was ich will, ist mir bereits von der patriarchalischen soziostypologischen Ordnung aufgezwungen, die mir vorschreibt, was ich begehren soll, so dass die erste Bedingung für meine Befreiung darin besteht, den Teufelskreis meines entfremdeten Begehrens aufzubrechen und mein Begehren auf selbständige Weise zu formulieren.“ In einer ersten Annäherung könnte die westliche Intervention als eine Antwort auf den impliziten Ruf der Balkannationen erscheinen: „Schützt uns vor dem, was wir wollen, vor unseren selbstzerstörerischen Leidenschaften, die uns zu ethnischen Säuberungen und Gruppenvergewaltigungen treiben!“ (Zizek, 1999).

Das Thema Rassismus kommt in diesem Text nicht zur Sprache. Fast ist es so, als findet man Freuds These aus „Das Unbehagen in der Kultur“ ultimativ bestätigt, dass sich noch jedesmal, wenn sich Eros scheinbar durchgesetzt hatte, Thanatos mit noch größerer Macht zurückmeldet.

Tatsächlich ist es wahr, dass auch heute noch, am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts, viele Frauen ihre Lebenspläne aufgeben, ihre ganz unterschiedlichen Berufsausbildungen vergessen und beschließen, das einzige Leben, das sie haben, einem Mann zur Verfügung zu stellen (Haug und Haußer, 1986/1988).

Woher kommt es, dass ein Mann für eine Frau schon „die Welt“ ist, während Männer sie für eine Frau erst erobern? Und welche Bedeutung hat ein Mann konkret im Leben einer Frau, für welche „Welt“ gibt sie eigene Lebensziele auf? (Haug und Haußer, 1986/1988).

An dieser Stelle soll das Zitat von Morgner<sup>3</sup> wiedergegeben werden:

---

<sup>2</sup> Zizek (!999): *Liebe Deinen Nächsten – Nein Danke!*

<sup>3</sup> F. Haug; K. Hauser(1986): *Der widerspenstigen Lähmung* S. 7

*„Johann Salmann hatte viele Freundschaften, nicht nur mit Menschen. Seine Frau Olga hatte nur zu ihm eine Bindung. Er allein musste ihr Freundschafts- und Liebesbedürfnis befriedigen. Und das konnte er natürlich nicht. So was kann kein Mensch. Aber die hiesige Kultur hat ein Liebesideal postuliert, das den Liebenden abverlangt, sich gegenseitig die Welt fo-kussiert darzubieten. Es weckt unerfüllbare Erwartungen und liefert jedem Menschen schnell den Beweis, dass seine Liebe ungenügend erwidert wird oder dass es sein Schicksal ist, ver-geblich nach wahrer Liebe zu suchen, oder dass Liebe nicht von Dauer ist oder alle Liebe Illusion. Ein zerstörerisches Ideal – Hausfrauen wie auf den Leib geschrieben. Für sie muss der Mann Weltersatz sein“* (Haug und Haußer, 1986).

Dieses Zitat könnte aber auch umgekehrt Bedeutung finden. Denn Widersprüche finden sich nicht nur in Frauen, sondern auch Männer können sich zerrissen zwischen verschiedenen Lebenszielen erleben. Heute können Männer wie Frauen sich leisten, eine Vielzahl von Wohn- und Lebensformen zu erproben. Trotzdem scheint ein großer Anziehungspunkt ein einzelner Mensch, Mann bzw. Frau, zu sein, der uns aus anderen gemeinsamen Aktivitäten „zieht“ und uns dazu bringt, endlich einmal mehr Zeit für die eigene Beziehung zu nehmen.

Im Interesse der Autonomie des Subjekts schafft Kant die Abhängigkeit der Vernunft, inklusive der ethischen Vernunft, von irgendeinem heterogenen Inhalt ab, möchte aber dennoch an der Idee einer ethischen Pflicht festhalten. Er selbst räumt stillschweigend ein, dass er den Vorrang des Guten vor dem Bösen, des Mitleids vor der Grausamkeit in der inhärenten formalen Struktur der Vernunft nicht begründen kann, wenn er sich zu der Behauptung gezwungen sieht, dass der Ruf des Gewissens, das von uns verlangt, unsere Pflicht zu tun, ein schlichtes Faktum der Vernunft sei, etwas, das wir in uns selbst vorfinden, eine bloße irrationale Tatsache.

Die einzigartige Stärke von Kants Ethik beruht gerade auf ihrer formalen Unbestimmtheit: Das moralische Gesetz schreibt einem nicht vor, worin seine Pflicht besteht, sondern es schreibt einem lediglich vor, dass man seine Pflicht erfüllen muß (Zizek, 1999).

Man kann aus dem moralischen Gesetz selbst keine konkreten Normen ableiten, um diese in einer spezifischen Situation zu befolgen – doch dies bedeutet, dass das Subjekt selbst die Verantwortung für die „Übersetzung“ des abstrakten Gebots des moralischen Gesetzes in eine Reihe konkreter Verpflichtungen übernehmen muß<sup>4</sup>.

In der gesamten westlichen Welt sind Aggression, Gewalt und Kriminalität zu einem der größten gesellschaftlichen Probleme geworden, welches eine besondere Verschärfung dadurch erfährt, dass die Täter immer jünger, rücksichtsloser und brutaler geworden sind. Der Blick in die Medien führt uns die Alltäglichkeit

---

<sup>4</sup> *Liebe Deinen Nächsten – Nein Danke!* (Zizek, 1999).

der auf andere Menschen gerichteten Aggressionen und ihrer Folgen Tag für Tag vor Augen. Er offenbart aber auch noch ein zweites: Menschen finden das sogenannte Böse nicht nur furchteinflößend, sondern gleichzeitig auch faszinierend. Die Darstellung von Brutalität und Gewalt in den Print- und AV-Medien deckt einen „Bedarf“, wie die Einschaltquoten beweisen. Ein umfassendes Verständnis des Phänomens Gewalt sollte nach Meinung von Zizek (1999) neben der Ausübung von Aggression auch die psychologischen Vorgänge beim Zuschauen zum Thema haben (Zizek, 1999).

Freud ist in seinem Text sehr imponierend, als er schreibt, dass der Mensch nicht nur lieb und nett ist und man deshalb seinen Nächsten nicht lieben muss. Durchaus ist es wahr, dass nicht alle Menschen liebenswert sind, und es besser heißen sollte: „Liebe Deinen Nächsten so, wie er Dich liebt!“ Jeder Mensch hat von Geburt an eine gewisses Aggressionspotential in sich. Exemplarisch ist Mario Vargas Llosas Argumentation, nach der „der Hooligan keine Barabar ist, sondern ein besonderes und schreckliches Produkt der Kultur“<sup>5</sup>. Llosa geht davon aus, dass ein typischer Fußballfan kein arbeitsloser Lumpenproletarier ist, sondern ein gutsituerter Arbeiter aus der Mittelschicht, der Inbegriff feiner Manieren und voll von kultiviertem Mitgefühl. Seine gewalttätigen Ausbrüche bezeugen eine „Wiederkehr des Verdrängten“, ein Wiederaufleben der gewalttätigen Orgie, die durch unsere zivilisierten und liberalen Gesellschaften mehr und mehr verboten wurde (Zizek, 1999).

---

<sup>5</sup> *Liebe Deinen Nächsten - Nein Danke!* (Zizek, 1999).